VI. CAPITEL.

Fortsetzung der historisch interessanten Häuser der Jägerzeile (Praterstrasse).

Von den Häusern der Jägerzeile, welche an der rechten Seite dieser Strasse (also an der Theaterseite) gelegen sind, wären noch viele besonders zu bemerken, jedoch gestattet es der Raum nur solche zu erwähnen, welchen ein historisches, culturelles, kunstgeschichtliches oder topographisches Interesse zu Grunde liegt; diese Bemerkung gilt auch (wie dies schon der obige Titel andeutet) im Allgemeinen für alle übrigen Strassen; denn, wollte ich alle Baulichkeiten in das Gebiet meiner Besprechung ziehen, so würden Folianten von Büchern nicht ausreichen, da ja schon die Bilder einen grossen Theil des Raumes für sich in Anspruch nehmen.

Das Haus: „Zu den drey Alliirten oder das Weintraubenhaus" Nr. 503 (neu 33)

bestand einst aus zwei kleinen Häusern mit der Nummer 445 und 446 (älterer Conscription) und wurde im Jahre 1814 von Ignatz Edlen von Neuwall in die heutige Gestalt, in eines, umgebaut und erhielt von der anstossenden Weintraubengasse das Schild: „Zur Weintraube", doch sollte sich dieses Haus alsbald noch ganz besonders einer anderen, weit interessanteren Benennung erfreuen, die es einem Ereignisse verdankte, welches im Jahre 1814 hier stattfand.

Die drei Monarchen: Kaiser Alexander von Russland, Kaiser Franz von Oesterreich und König Friedrich von Preussen, zeigten sich nämlich hier am 25. September 1814 zum erstenmale bei Gelegenheit ihres Einzuges durch die Jägerzeile, indem sie an diesem Hause still hielten und die Ansprache des Bürgermeisters freundlich entgegennahmen. Das Volk begrüsste jubelnd die Monarchen, und ein Basrelief von Professor Klieber in Medaillonform am Balcone dieses Hauses ehrt noch heute das Andenken an diese feierliche Stunde als Gedenk- und Erinnerungszeichen. Ein Bild ***sub Figur 30*** zeigt uns dieses Wahrzeichen[1]) in getreuer Abbildung.

Auch ein Bild von Professor Johann Battista Lampi hat sich bis jetzt erhalten, welches den Einzug dieser drei Monarchen darstellt und den wir unseren Lesern ***sub Figur 31*** hier folgen lassen.

---

[1]) Das Bild ist von J. G. Popino nach der Natur gezeichnet, das Originale ist ein Metall-Basrelief und die Köpfe lebensgross im Profil, links Kaiser Franz I, in der Mitte Kaiser Alexander I. und rechts König Friedrich von Preussen.

Der Einzug der drei Alliirten durch die Jägerzeile im Jahre 1814.

Am 25. September 1814 Mittags zur Zeit des Congresses hielten Kaiser Alexander von Russland und König Friedrich von Preussen ihren feierlichen Einzug in Wien. Kaiser Franz war ihnen mit der ganzen Generalität und einem glänzenden Gefolge zum Tabor entgegengeritten. Den Zug eröffneten mehrere Regimenter zu Pferde und zu Fuss, worauf dann die drei Monarchen, ebenfalls zu Pferde: Kaiser Alexander zur Linken, Kaiser Franz in der Mitte und König Friedrich zur Rechten, folgten. Den Beschluss machte ein äusserst

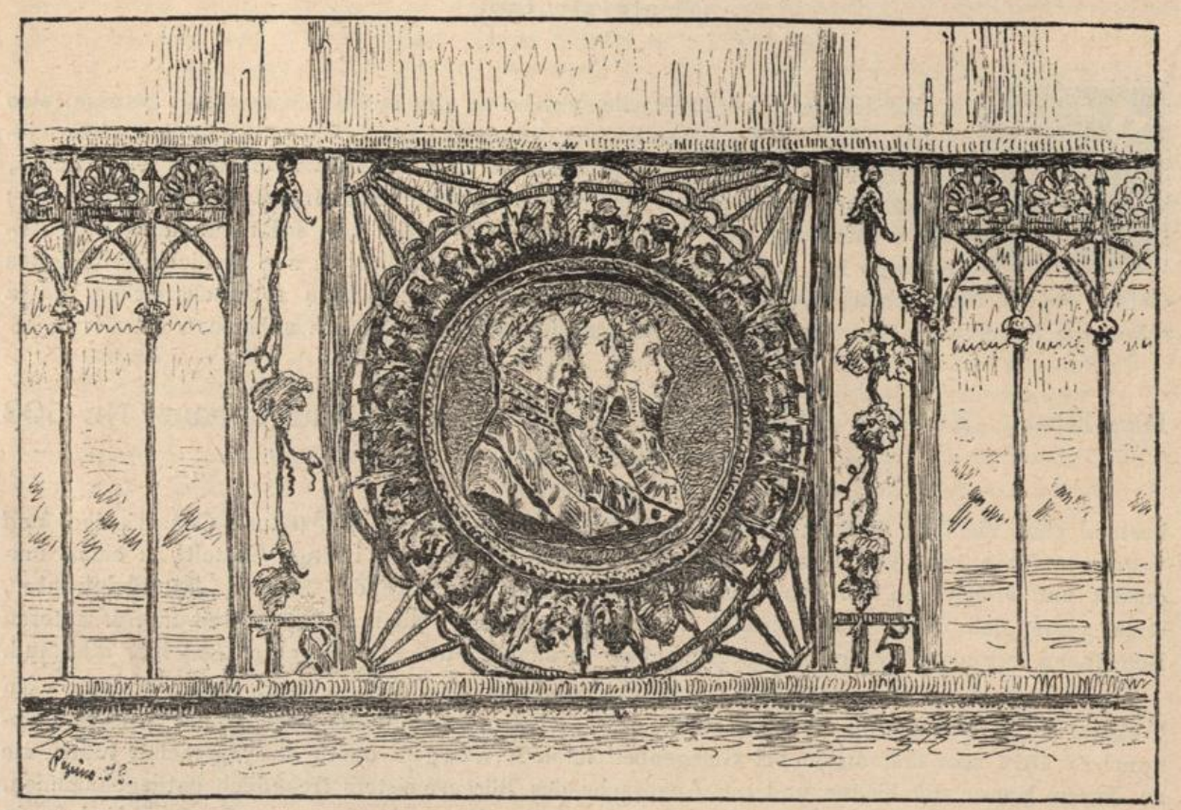


Fig. 30. Ein Basrelief am Balcongitter des Hauses 503 (neu 33) in der Praterstrasse.

zahlreiches, glänzendes Gefolge von Adel und Militär. Die Strassen waren festlich geschmückt, besonders die Jägerzeile, da sich der Zug durch dieselbe, beim Rothenthurm hinein, gerade nach der Burg bewegte. Ueber tausend Kanonenschüsse waren während desselben abgefeuert worden, und am Hause Nr. 503 (neu 33) hielten die drei Monarchen eine kleine Rast, während welcher Bürgermeister Wohlleben an der Spitze einer Bürger-Deputation eine kurze Ansprache hielt, um die Glückwünsche der Stadt für die Befreiung Deutschlands auszudrücken. Kaiser Franz erwiderte dieselbe mit wenigen, aber herzlichen Worten.

Seitdem bezeichneten die Wiener dieses Gebäude zur Erinnerung an diesen Tag mit dem Namen: »Alliirtenhaus« oder »Das Haus zu den drei Alliirten«.

Von dem Hause Nr. 503 (neu 33) ist noch besonders zu berichten, dass dasselbe am 6. April 1811 abbrannte und einstürzte. Kaiser Franz I. erschien am Brandplatze persönlich, wobei er die Arbeiten zur Löschung und Rettung der Menschen liebevoll leitete, wie er denn überhaupt durch seine lange, dreiundvierzigjährige Regierungszeit keine Gelegenheit sich entgehen liess, dort persönlich Hilfe zu schaffen, wo es die Umstände gestatteten; daher erklärt sich auch jene ungeheuchelte aufrichtige Popularität, die der Kaiser bei seinen Unterthanen, besonders bei den Wienern und bei dem Landvolke, als wahrer Vater seines Volkes genoss. Aber der Kaiser war auch stolz auf diese Sympathien, die in allen kritischen Momenten sowohl im politischen als socialen Leben auf das unzweideutigste stets zum Ausdrucke gelangten. Er lohnte auch diese sprichwörtlich gewordene Anhänglichkeit seines Volkes mit wahrer aufrichtiger Zuneigung, und liebte seine »lieben Wiener«, wie er sie stets zu nennen pflegte, aufrichtig. Nach dem Tode des Kaisers (2. März 1835) gibt der § 14 seines Testamentes Zeugniss davon, der da lautet: »Meine Liebe vermache ich meinen Völkern«. Noch heute ziert das Monument des Kaisers Franz I. (am Burgplatze, heute Franzensplatz genannt) die einfache aber rührende Aufschrift: »*Amorem meum populis meis*«.

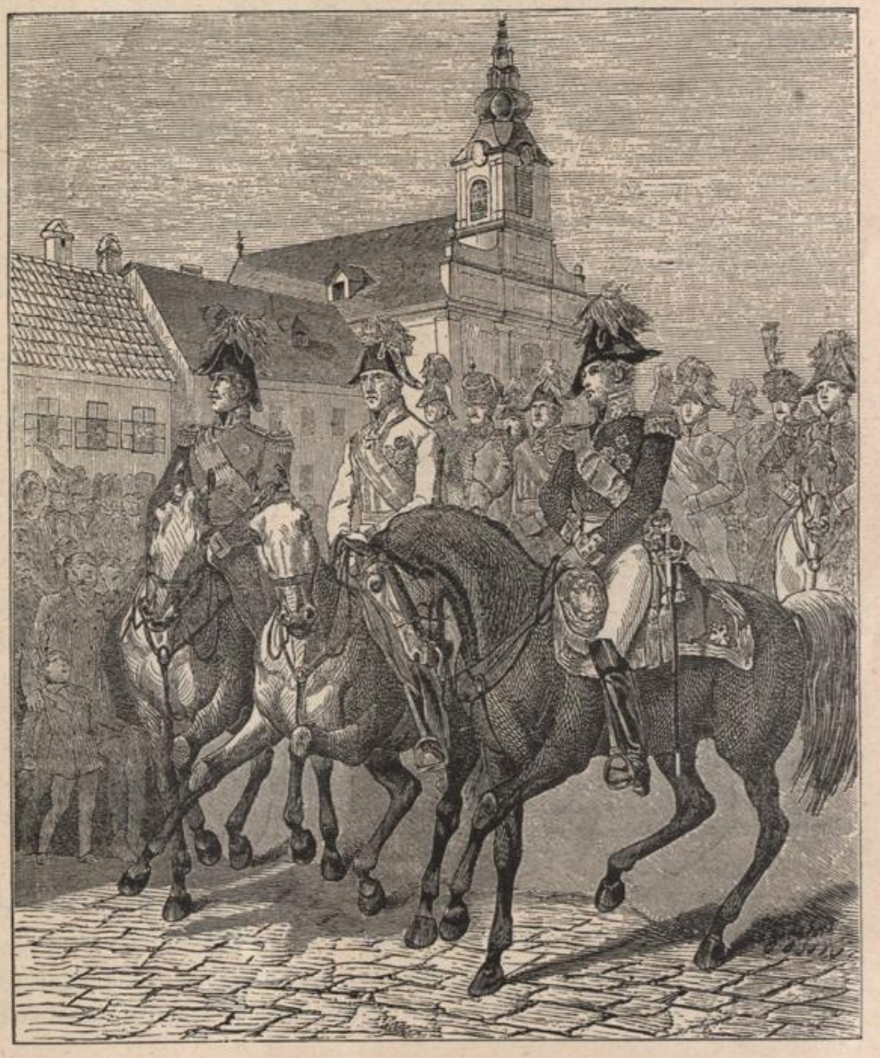


Fig. 31. Der Einzug der drei Monarchen am 25. September 1814 durch die Jägerzeile.

Die Pfarrkirche zu St. Johann von Nepomuk in der Jägerzeile

wurde im Jahre 1734 unter Carl VI. gegründet. Sie war eine bescheidene kleine Capelle mit niederem Thurme und stand nach allen Seiten ganz frei; da sie aber im Laufe der Zeiten schadhaft und baufällig ward, auch die mittlerweile angewachsene Bevölkerung nicht mehr zu fassen

vermochte, wurde dieselbe im Jahre 1780 abgebrochen und zugleich mit einem geräumigen, zwei Stock hohen Pfarrhofe neu aufgebaut. Zu diesem Behufe wurde das Haus des Gregor Kahofer angekauft, am 24. September 1780 der Grundstein vom niederösterreichischen Vice-Statthalter Josef Grafen Heberstein (im Namen der Kaiserin Maria Theresia) gelegt, die Kirche vom Weihbischof Grafen Arzt eingesegnet und zur Filial-Pfarre erhoben. Sie wurde im neuen Baustyle erbaut, und der ziemlich niedere Thurm mit einer weissblechernen Kuppel gekrönt, das Innere aber mit zwei grossen Altarbildern (der Kreuzestod Christi und das letzte Abendmahl) geschmückt. Das Bild ***sub Figur 32*** zeigt uns die Hauptfront der Kirche, wie sie noch bis zum Jahre 1840 die älteren Wiener zu sehen gewöhnt waren[1]).

In der Zeit von 1840 bis 1846 wurde das alte Gotteshaus niedergerissen und die neue Pfarrkirche nach Plänen des Professors Carl Rösner von Grund aus neu erbaut. Der Bau selbst ist zwar reich mit Malereien geschmückt, jedoch ohne jede architektonische Wirkung, die Fresken im Innern sind von Professor Kuppelwieser, mit Ausnahme der Kreuzwegstationen, welche von Professor Führich gemalt wurden. Bemerkenswerth sind die schönen Altarblätter von Ziegler und die äusserst charakteristischen Figuren an der Hauptfront von Professor Bauer. Von wahrhaft kunstgeschichtlichem Werthe aber ist das Basrelief am Portale der Kirche selbst, denn es ist die letzte Arbeit von der Hand des berühmten Bildhauers Klieber. Die Hauptfaçade der neuen Kirche sowie ihre Ornamentik ist von trostlosester Kahlheit, auch der Thurm mit seiner architektonischen Gliederung kommt auf keine Weise zur Geltung; die Thurmhöhe steht zur Breite in gar keinem Verhältnisse. Bemerkenswerth ist, dass die neue Kirche auf einer ganz anderen Stelle sich heute befindet, als die alte Kirche, denn während letztere auf jenem Platze stand, wo sich heute das Haus Nr. 706 (neu 41) erhebt, ist die jetzige Kirche um mehr als 20 Klafter gegen den Praterstern vorgeschoben und befindet sich auf jener Area, wo einst der Gartengrund des Freiherrn Johann Heinrich von Gudenus stand. Dieser Garten war so ausgebreitet, dass er die Baufläche des heutigen gräflich Carl Lambert'schen Hauses Nr. 674 (neu 45), die jetzige Nepomukgasse und den Grund, auf dem heute die neue Kirche steht, einnahm und sich überdies noch weit hinab in die Rothe-Sterngasse bis zum Hause Nr. 498 (neu 22) erstreckte.



Fig. 32. Die alte Kirche in der Jägerzeile (1840).

Das Bild ***sub Figur 33*** versinnlicht uns die neue Pfarrkirche St. Johann in der Praterstrasse mit den zu beiden Seiten befindlichen, bereits neu erbauten Häusern.[2])

---

[1]) Das Bild ist den Rand-Vignetten aus dem Werke des Carl Grafen Vasquez entnommen. Charakteristisch sind hier die drei niederen und schmalen, in einem eigenen Vorbaue befindlichen Kirchenthüren, dann die eigenthümliche Dachverzierung, auf der der viereckige niedere Thurm fusst, sowie die beiden schmalen Wandpfeiler, zwischen denen das hohe Chorfenster angebracht ist. Links im Bilde befindet sich der an die Kirche angebaute zweistöckige Pfarrhof mit sechs Fenstern Front und rechts im Bilde das Freiherr von Gudenus'sche Fideicommisshaus.

[2]) Das Bild, nach der Natur von Rudolf Alt, in der Zeit zwischen 1840 und 1846, gezeichnet, bringt uns die neue Pfarrkirche, sowie die neuen eben besprochenen Häuser, zur Anschauung. Carl Rösner war Professor der Akademie, im Jahre 1804 geboren und in Wien im Jahre 1869 gestorben.

Das Latstätter'sche Haus Nr. 408 (neu 51)

gehört zu den ältesten Häusern der Jägerzeile, und zwar jener Häuser, die sich dem natürlichen Strassenzuge entgegenstellten, so dass eine Parallelstrasse, die Marokkanergasse (jetzt Afrikanergasse), hinter ihrem Rücken gebildet werden konnte. Das Haus hat seinen Namen von Johann Latstätter, der es im Jahre 1815 erbaute und später an Jakob Aichenegg verkaufte.[1])

Das Freiherr von Bach'sche Haus Nr. 406 (neu 55)

wurde im Jahre 1831 in seiner heutigen Gestalt aufgebaut, führt rückwärts die Nummer Afrikanergasse 6 und ist schon desshalb bemerkenswerth, weil es gegenwärtig das Eigenthum des ehemaligen Justiz-Ministers Doctor Alexander Freiherrn von Bach ist, an dessen Namen sich ein Stück österreichische Staaten-Geschichte und die Erinnerung an ein ganzes Regierungssystem knüpft.[2])

Alexander Freiherr von Bach.

Wohl keiner der Passanten der heutigen Praterstrasse dürfte eine leise Ahnung davon haben, welch' merkwürdige Persönlichkeit im ersten Stockwerke dieses Hauses Nr. 55, hinter wohlverhängten Gardinen, seit mehr als einem Vierteljahrhundert in stiller Zurückgezogenheit lebt. Es ist Alexander Freiherr von Bach. Sein Name ist uns schon lange nicht mehr mundgerecht und berührt unser Ohr, wie der Klang eines längst vergessenen Märchens. Die jüngere Generation hat seinen Namen wohl niemals gehört und hat wohl auch keine Vorstellung von jener merkwürdigen Zeit, in der dieser Mann als allmächtiger Minister einst die Geschicke Oesterreichs lenkte. Es war die Zeit nach dem Achtundvierzigerjahre, die Zeit der Reaction, des Concordates und der absoluten Regierung, in der er seine freiheitlichen Gesinnungen abschwur und der bedeutendste Träger und Vertreter



Fig. 33. Die neue Pfarrkirche St. Johann von Nepomuk in der Praterstrasse.

[1]) Die grundbücherlich ausgewiesenen Besitzer dieses Hauses waren: Jacob Aichenegg, seit 1815 dessen Erben und später Jacob von Aichenegg. Gegenwärtig ist Doctor Jacob Aichenegg junior der Eigenthümer. Das Haus erscheint im Grundbuche auch mit der Hausnummer 2 in der Afrikanergasse bezeichnet und hat die Eigenthümlichkeit, dass es unter allen Häusern dieser Strassenfront durch seine besondere Lage am bemerkbarsten hervortritt, und dass im October 1848 General Bem hier sein Haupt-Quartier aufschlug und von hier aus auf einem Feldsessel die Vertheidigung der »Sternbarikade« leitete.

[2]) Die Eigenthümer dieses Hauses waren laut Grundbuch im Jahre 1829 Michael Zwingelberger, der dieses Haus in seiner späteren Gestalt (1831) umbauen liess, dann im Jahre 1838 Laura Gräfin Hengel, die es später an Alexander Doctor Bach verkaufte. Der gegenwärtige Besitzer ist Minister Bach.

des »neuen absoluten Regierungs-Systemes« wurde. Er wollte die Allmacht des Staates durch die Allmacht der Kirche begründen, er wollte die Völker Oesterreichs gleichzeitig unter die Vormundschaft des »Staates« und unter jene der »Kirche« stellen, ohne Rücksicht auf die historischen Rechte der Länder und ohne Rücksicht auf die nationalen Ansprüche der Völker. Im heftigsten Widerstreite gegen das moderne »Nationalitätenprincip« wollte er die deutsche Sprache zur allgemeinen »Staatssprache« erheben und entliess die ungarischen Beamten ihres Amtes und setzte an deren Stelle deutsche in Ungarn ein, die man dann scherzweise »Bach-Hussaren« scholt. Seine kirchlichen Gesinnungen verleugnete er nie und vermittelte das «Concordat« in Oesterreich. Und nachdem er als Botschafter nach Rom entsendet ward, trieb er seine Frömmigkeit so weit, dass er als reuiger Büsser mit der Kerze in der Hand ohne Fussbekleidung an einer Procession öffentlich theilnahm.

Nun, seitdem ist das Rad der Zeit über ihn hinweggerollt, die Weltgeschichte lebt jetzt viel eiliger und hat es auch mit anderen, viel wichtigeren Dingen zu thun und hat ihn gerichtet und verurtheilt durch die Macht der Thatsachen. Neue Bedürfnisse, neue Personen und Systeme haben sich seitdem zur Geltung gebracht und haben ihn so rasch als möglich hinter die Bühne abtreten gemacht, und der gute alte Herr musste sichs gefallen lassen, im Invalidenwinkel des Pensionsetats kalt gestellt zu werden.

So kam es denn, dass sein Name völlig in Vergessenheit gerieth und man sogar glaubte, er sei längst todt und begraben. Aber er lebt, er erinnert sich noch der Vergangenheit und wird uns sogar demnächst — wie ich höre — mit einem Bande: «Denkwürdigkeiten aus seinem Leben» überraschen. Dieser Band, falls er wirklich zu Stande kommen sollte, dürfte unbedingt zu den werthvollsten Gaben unserer modernen Historie gehören, denn jene Periode, über die er schreibt, zählt zu den interessantesten Abschnitten der österreichischen Geschichte, und ist auch schon memoirenreif, denn Freund und Feind reichen sich bereits über den Gräbern ihrer Genossen versöhnend die Hände und ihr alter Groll ist längst schon erloschen; dazu kommt noch, dass alle Diejenigen, welche gleichfalls über diesen Gegenstand bislang schrieben, nur Leute aus dem Publicum waren, müssige Zuschauer dieses merkwürdigen »Schauspieles», Statisten oder Figuranten, höchstens Episodenspieler, während hier in der Person des Verfasser suns einer der ersten Acteure vor die Rampe tritt, der uns aus diesem wunderbaren Schauspiele Alles das erzählen kann, was er selbst mitgedichtet, mitagirt und mittragirt hatte. Sein Buch erhält alsdann den unstreitbaren Reiz des Selbsterlebten, des Selbstgeschauten. Bach ist bereits ein Greis, ein hoher Achtziger. Seine Stimme ertönt uns, wie eine Stimme aus dem »Jenseits«. Er hat seit seinem Austritte aus dem Staatsdienste viele Erfahrungen gesammelt und kann uns daher auch Vieles erzählen. Und in der That, was musste Bach nicht Alles mit ansehen und erleben; er sah ein »Bürgerministerium«, ein Verfassungsministerium, die Deutschliberalen, die Centralisten und Förderalisten, und wie sie alle heissen mögen die Partei-Schattirungsmänner unserer buntbewegten Zeit — doch genug — genug — die Hexe »Politik« schleicht sich sonst heimtückisch herbei, und nichts liegt mir ferner, als den wirren Stimmen des Tagesstreites zu lauschen! — —

Das Simon Löwy'sche Haus Nr. 405 und 404 (neu 57)

bestand früher aus zwei kleinen Häusern, von denen das eine (405) die Elisabeth Freiin von Ermanns und das andere (404) Martin Ebersdorfer im Besitz hatte. Im Jahre 1838 wurden beide Häuser niedergerissen und in ihrer heutigen Gestalt in »eines« verbaut. Das Gebäude hat seinen Namen von Simon Löwy, der beide Häuser im Jahre 1837 an sich kaufte und nach deren Umbau Franz Schaumann (dem jetzigen Besitzer) käuflich überliess. Bemerkenswerth ist, dass bei Gelegenheit des Umbaues während der Erdausgrabungen mehrere alte Silber- und

Kupfermünzen aufgefunden wurden und dass während der Erstürmung der »Sternbarikade« im October 1848 die erste Granatkugel in das Hausdach einfiel und dasselbe entzündete, so dass während eines heftigen Sturmwindes die Nachbarhäuser in grosser Gefahr schwebten.

Das gräflich Gyulay'sche Haus Nr. 403 (neu 59)

wurde ursprünglich von seinem ersten Eigenthümer, Anton Baumgartner, erbaut und später von Franz Grafen Gyulay von Maros-Németh angekauft und ging sodann durch Erbschaft an den berühmten Reiter-General und verdienstvollen Reorganisator unserer heutigen Cavallerie, an Grafen Gyulay-Edelsheim über, der dasselbe im Jahre 1869 in seine heutige Gestalt umbauen liess.

Das gräflich Stubenberg'sche Haus Nr. 402 (neu 61)

hat seinen Namen von dem jetzigen Besitzer Josef Grafen von Stubenberg, einem Nachfolger des uralten steirischen Adelsgeschlechtes der „Stubenberge", deren historischer Name bis in das XIV. Jahrhundert sich zurückdatirt.

Die Herren auf Stubenberg und Stubek

gehörten einst dem ältesten und mächtigsten Adel von Steiermark an. Sie leiteten ihren Namen von dem Orte „Stubenberg" und „Stubek" im Marburger Kreise ab, wo einst eine bedeutende Veste (das Stammschloss dieses Geschlechtes) sich befand, die später in die Hände der Familie Herberstein überging und nun in Ruinen versunken ist. Seit 450 Jahren bekleidete diese Familie die Würde eines »Erbmundschenken-Amtes in Steiermark« und einige Glieder derselben zeichneten sich besonders aus[1]).

Die gräflich Peter Paul Markulini'schen Häuser Nr. 396 und 397 (neu 67)

gehörten zu den ältesten dieser Vorstadt. Schon im Jahre 1683 war Graf Losy der Besitzer des Hauses Nr. 396 und Doctor von Löwenthurn zur selben Zeit Eigenthümer des Hauses Nr. 397. Beide Gebäude litten während des zweiten Türkenkrieges ungemein Schaden und kamen zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Besitz des Peter Paul Markulini (des Sohnes eines sächsischen Ministers), von dem als geschichtliche Merkwürdigkeit zu erwähnen ist, dass er eine Zeit lang als Stallmeister bei Kaiser Napoleon diente und von ihm sein Leibpferd zum Geschenke erhielt[2]).

An der gegenüberliegenden Seite der Strasse sind folgende Häuser noch besonders zu bemerken, und zwar von der Schlagbrücke angefangen:

Das älteste Leopoldstädter Kaffeehaus Nr. 586 (neu Praterstrasse 2).

Nach dem Tode Kolschitzkys (1703), des ersten Wiener Kaffeesieders, übersiedelten dessen Erben aus der Stadt von der „Blauen Flasche" in die Leopoldstadt und eröffneten in

[1]) So nennt z. B. die Geschichte von Steiermark einen „Wölfing Stubenberg", der schon im Jahre 1314 die Würde eines Landeshauptmanns von Steiermark bekleidete; auch Hans Stubenberg (1453) und Georg Stubenberg (1675) wurden zu Landeshauptleuten ernannt. Nachtheilig für dieses Geschlecht wirkte die Verschwörung der Landes-Edlen unter Herzog Albrecht, mit denen sie sich sowie mit Baumkirchner unter Kaiser Friedrich III. verwickelten. Sie waren auch Anhänger der neuen lutherischen Lehre und Bundesgenossen des Winterkönigs und des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, um deren Willen die meisten Glieder dieser Familie durch Kaiser Ferdinand II. nach Sachsen landesverwiesen wurden.

[2]) Es ist dies jener historisch bekannte Schimmel, den der Kaiser bei allen Schlachten ritt und sich erst dann von demselben trennte, als dieser auf einem Auge erblindete. Der Schimmel lebte noch viele Jahre hier im Hause in den gräflichen Stallungen, wo er bis zu seinem Ende das Gnadenbrod genoss und von seinem neuen Besitzer hoch in Ehren gehalten und zeitweilig von ihm geritten wurde.

obigem Hause, gegenüber der Schlagbrücke, einen Kaffeeschank, der seiner terflichen Lage wegen sich bald einer grossen Beliebtheit erfreute. Wie schon früher sub Figur 23 auf Seite 63 gezeigt wurde, machte man es den Gästen hier sehr bequem, indem man vor dem Hause für ein Gärtchen und schattige Sitzplätze sorgte, deren Annehmlichkeit noch dadurch erhöht wurde, dass man von hier aus alle in den Prater und Augarten fahrenden Herrschaften gut sehen konnte. Obgleich der »Kaffeegenuss« den Wienern damals noch ziemlich fremd war, auch das Getränk ihnen anfänglich nicht sonderlich mundete, so gewöhnten sie sich doch allmälig daran, und das Geschäft des Kaffeeschänkens fand bald als lucratives Gewerbe zahlreiche Nachahmer, so dass wir schon nach einigen Jahren in den Nachbarhäusern Nr. 585 (neu 4) und 584 (neu 6) ebenfalls Kaffeeschänken vorfinden, die sich bald darauf um vier und später um zehn vermehrten. Doch gebührte dem Kolschitzky'schen Geschäfte der Vorzug, und noch lange nach dem Aussterben dieser Familie ehrten die Wiener das Andenken an Franz Georg Kolschitzky als den Urheber und Begründer des Kaffeetrinkens in Wien, daher ich meine Leser mit ihm näher bekannt machen und erzählen will, wie die Wiener sich das »Kaffeetrinken« angewöhnten.

Franz Georg Kolschitzky

war ein Pole (aus Sambor gebürtig) und nannte sich eigentlich Kulschitzky. Vorerst leistete er Dolmetscherdienste bei der orientalischen Compagnie, wurde dann Bürger und Kaufmann in der Leopoldstadt, und wir finden ihn zuletzt während der zweiten Türkenbelagerung zum Lieutenant avancirt in der sogenannten »Freien Compagnie« des Hauptmannes Frank. Seine hohe kräftige Gestalt imponirte, sein geschmeidiges, weltmännisches Wesen gewann auf den ersten Blick, er sprach geläufig türkisch, kannte die osmanischen Sitten und Gebräuche genau und besass genug persönlichen Muth, um allen Gefahren zu trotzen. Als nun die Wiener im Jahre 1683 seit 12. Juni durch die feindlichen Heere von ihren Hilfstruppen und von allen Lebensmitteln abgeschnitten waren, und die Noth bereits aufs Höchste stieg, war es den Wienern hauptsächlich darum zu thun, zu erfahren, ob und wann ein »Ersatzheer« im Anzuge sei.

Auf gewöhnlichem Wege aus der Stadt herauszukommen war unmöglich, und von den Hausdächern und Thürmen aus die Hilfe zu erspähen war vergebens. Da meldete sich denn in letzter Stunde Kolschitzky, bereit Kundschafterdienste leisten zu wollen, um die längst erwartete Hilfe und sonstige Verhältnisse zu erspähen. Noch in der Nacht vom 10. auf den 11. August führte Bürgermeister Liebenberg den Kolschitzky seinem Stadtcommandanten Starhemberg vor. »Und welchen Lohn beansprucht Ihr?« frug Starhemberg. »Keinen«, erwiderte Kolschitzky, »denn der Heldenmuth und die Biederkeit der braven Wiener verdienen schon, dass man ihnen den kleinen Liebesdienst leistet. Zudem bin ich ein Pole und habe keine Angst vor dem Tode, hängen können mich die Türken nur einmal«. — So verliess denn Kolschitzky in der Nacht vom 13. auf den 14. August mit seinem Diener Michalovits (beide als Türken gekleidet) die Stadt. Es war ein fürchterliches Unwetter. Sturm und Regen und die Finsterniss der Nacht begünstigten aufs Beste ihre Unternehmung und sie gelangten durch das Ausfallsthor bei den Schotten mitten durch das feindliche Lager bis an den Kahlenberg, wo sie von dem Richter zu Nussdorf über die Donau gebracht wurden und so das kaiserliche Heer zwischen Angern und Stillfried an der March erreichten. Schon denselben Abend (14. August) sahen die Wiener vom Stefansthurme aus bei »Stammersdorf« die Freudenfeuer, die Kolschitzky anzuzünden versprach, falls er glücklich angekommen sein werde. Am 17. August um 4 Uhr Morgens kehrte er wieder beim Schottenthor, mit einer Rückantwort des Herzogs von Lothringen, in die Stadt zurück, worin dieser schreibt, dass er mit innigster Rührung den Verlust so vieler braver Officiere und den verzweifelten Zustand der Stadt, vermöge der eingerissenen Krank-

heit, vernommen habe, doch solle man getrost und versichert sein, dass niemals eine Stadt von solcher Wichtigkeit der Willkür des Feindes preisgegeben werde; es sei bereits ein zahlreiches Heer versammelt, viele von den Hilfstruppen, Baiern, Franken, Sachsen etc. kämen täglich an, und nun erwarte man nur noch die polnische Armee unter ihrem König Sobieski, der mit Ende August einzutreffen versprach, und dann werde man mit gesammter Macht Wien zu entsetzen bemüht sein; ferner, dass Pressburg von den Ungarn erobert und ein doppelter Sieg über Tököly erfochten worden sei.

Kolschitzky würde wohl noch öfter Kundschafterdienste geleistet haben, wäre er nicht durch einen eingebrachten Deserteur (der ihn auf das genaueste beschrieb) verrathen worden. Seinem Diener Michalovits jedoch gelang es noch zweimal, durch das türkische Lager zu kommen und Nachricht zu bringen. Der letzte Hilferuf, den man noch am 10. September durch einen Reiter, der über die Donau schwamm, sendete, waren die wenigen Worte Starhembergs an Herzog von Lothringen: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit verlieren"; und als tröstende Antwort für die nahezu in den letzten Zügen liegende Stadt und als verabredetes Zeichen des nahen Entsatzes stieg vom Hermannskogel eine reiche Garbe von Raketen empor, und drei gewaltige Kanonenschüsse von der Mölkerbastei waren die Rückantwort jener erfreulichen Botschaft. Als nun wirklich das Ersatzheer heranrückte und die Türken am 14. September derart in die Flucht geschlagen waren, dass sie Zelte, Kameele und Habseligkeiten in wilder Flucht im Stiche liessen und man nach so schweren, kummervollen Tagen wieder frei aufathmete, da erinnerten sich die dankbaren Wiener gleich nach dem ersten Freudenrausche aller jener vielen Tapferen und Braven, die an dem grossen Rettungswerke thätigst mitgearbeitet, da erinnerten sie sich auch des wackeren und bescheidenen Mannes, der durch seine Kundschafterdienste sie so herzinnig tröstete und so kräftig aufrecht erhielt! Starhemberg liess Kolschitzky zu sich rufen und erbot sich, ihm jeden Wunsch, den er aussprechen würde, zu erfüllen. »Gnädigster Herr«, antwortete dieser, »ich bin durch mein Bewusstsein hinreichend belohnt; indessen wäre es für einen braven Wiener beleidigend, wenn ich eine angebotene Gnade zurückweisen würde, umso mehr, als ich mir wirklich eine Gnade erbitten möchte, die der Stadt, ja dem ganzen Lande zugute käme. Wissen, Euer Excellenz, dass im verlassenen Lager unter den zahllosen Beutestücken auch eine Unzahl Säcke mit kleinen grünen Körnern sich vorfanden?« »Das weiss ich«, antwortete Starhemberg, »aber Niemand kann mir Aufschluss geben, zu welchem Gebrauche diese dienen.« — «Diesen Aufschluss kann ich leicht geben; diese Bohnen sind jene grünen »Fruchtkörner«, aus denen das Lieblingsgetränk der Türken bereitet wird und das auch das der Europäer zu werden verdient. Wenn mir, Excellenz, diese Säcke überlassen würden, um daraus das Getränk des Kaffees zu bereiten und öffentlich ausschänken zu dürfen, so wäre ich für meine schwachen Dienste hinreichend belohnt.« »Herzlich gerne sei Euch willfahrt,« erwiderte Starhemberg und traf sogleich Anstalt, dass Kolschitzky zur Einsammlung dieser Säcke eine Bedeckungs-Mannschaft erhielt und so den Kaffee auf Schubkarren in Sicherheit bringen konnte. Auch der Magistrat schenkte ihm zum Lohne für seine Dienste ein Haus in der innern Stadt, „Beim rothen Kreutz" in der kleinen Schulerstrasse im sogenannten „Kleinen Bischofhof" Nr. 845 (heute Domgasse 6), wo er neben dem Gewölbe des Buchbinders Grund den ersten Kaffeeschank eröffnete [1])

Kolschitzky liess sich das Geschäft sehr angelegen sein und bereitete den fremdländischen schwarzen Trank, so wie er ihn bei den Türken kennen gelernt hatte. Die gebrannten

[1]) Die Urkunden, Briefe und Gesuche, welche auf diese Schenkung Bezug haben, sowie überhaupt alle Schriften, die zwischen dem Magistrate und Kolschitzky betreffs dieses Hauses gewechselt wurden, fanden sich im Stadtarchive vor und werden noch heute dort aufbewahrt. Zu Ende des Jahres 1700 liess Kolschitzky ein Büchlein im Drucke erscheinen, worin er seine Abenteuer während seines Kundschafterdienstes beschrieb.

Kaffeebohnen wurden nämlich im Mörser fein gestossen und gekocht und dann ohne Zucker sammt dem Satze in kleinen irdenen Gefässen servirt. Neugierde für das fremde Getränk führte eine Menge Gäste herbei; doch wollte dieser bittersüsse Trank den Wienern nicht recht munden. Kolschitzky verbesserte daher den Geschmack, indem er Syrup und später Zucker zusetzte und den Satz abseihen liess; erst nach zwei vollen Jahren milderte er den Geschmack, indem er gute Milch beigab. So war denn der duftige »Mocca« in jener Gestalt geschaffen, wie ihn die Wiener bald liebgewannen.

Das Local war ein kleines, niederes Gewölbe, welches die immer zahlreicher zuströmenden Gäste kaum mehr zu fassen vermochte, daher er sich bald genöthigt sah, am Stefansfreithofe bei der „Blauen Flasche" Nr. 624 (heute Stock-im-Eisenplatz 6) im rückwärtigen Schlossergässchen ein Schanklocal ebenerdig zu miethen. Es war eine grosse, geräumige, etwas finstere Stube, in der rückwärts auf einem ausgebreiteten Herde stets ein gewaltiges Feuer brannte. Hier standen die grossen und kleinen Kochtöpfe und die blank gescheuerten kupfernen Kessel und Kannen, aus denen der köstliche Mocca quirlte und qualmte. Von der Mitte der Zimmerdecke herab hing ein Luster mit sechs Armen in alt venetianischem Geschmacke, der die Stube nur spärlich mit Talgkerzen erleuchtete. Um die weissgetünchten Wände herum liefen rohgezimmerte hölzerne Bänke und schwere Tische aus Eichenpfosten und der mittlere Raum war frei für die Stehgäste. Nicht blos Bürgersleute sprachen hier fleissig ein, sondern auch Personen vom Adel, ja selbst der kaiserl. Hofkriegs-Präsident Feldmarschall Ernst Graf Rüdiger von Starhemberg verschmähte es nicht, manchmal hieherzukommen, um mit seinem „alten Waffengefährten", wie er ihn nannte, zu plaudern, oder Prinz Eugen von Savoyen, um sich mit ihm über die Türken zu besprechen und über sie Neues und Nützliches zu erfahren. Auch der hochberühmte Kapuziner-Mönch Marcus Avrian ging nie vorbei, ohne über Kolschitzky's Haupt segnend seine zitternden Hände auszubreiten.



Fig. 34. Kolschitzky's Kaffeeschank.

Ein hochinteressantes Original-Bild ***sub Figur 34*** ist uns erhalten geblieben, welches uns die Gestalt Kolschitzky's und den obigen Kaffeeschank nach der Natur gezeichnet vor Augen führt. Es wurde und wird noch heute (einer alten Zunftsitte gemäss) dieses Bild bei dem jedesmaligen Vorstande der Kaffeesieder aufbewahrt[1]).

[1]) In diesem Bilde sehen wir Kolschitzky in seiner gewöhnlichen »türkisch-polnischen Tracht«, die er zeitlebens nie ablegte, mit dem kühnen Fez auf dem Haupte, im Gespräche mit kaiserlichen Officieren. Um

Nach Kolschitzky's Tode ging das Geschäft in die Hände seiner Erben über, die auch, wie schon erwähnt, vor der »Schlagbrücke« im Hause Nr. 586 (neu Praterstrasse 2) ein zweites Geschäft errichteten[1]).

Wie rasch übrigens in Wien die Kaffeesiederbranche Wurzel fasste und zu einem stattlichen Gewerbe emporblühte, zeigt uns das „Gewerbeschema" vom Jahre 1700 und 1780, sowie auch ein kleines, aber äusserst seltenes Büchlein des Otto Farger unter dem etwas sonderbaren Titel: „Allgemeines Kaffeebüchlein, ein Taschenbuch für Freunde und Feinde, Widersacher und Gegner des Kaffees"[2]).

Die Schale Kaffee kostete anfänglich nur einen Kreuzer und erhöhte sich nach zehn Jahren auf drei[3]). Die innere Ausstattung der Kaffeeschänken war jedoch sehr ärmlich, die Wände weiss, aber reinlich getüncht, Bänke, mit Rosshaar wohl gepolstert und mit schwarzem Leder überzogen, liefen um die Wände herum, die Tische massiv von Eichenholz, aber glatt und spiegelhell gebohnt. An den Mauern hingen Wandleuchter von Zinn, in denen zwei bis drei ärmliche Talglichter staken, deren Unschlitt aber beständig herabtropfte. Wer Billard spielen wollte (damals die alte grosse spanische Partie mit fünf Ballen), musste vier Kreuzer zahlen.

Diese Billards mit massiven Füssen, drei dicken Querbalken und am Boden angeschraubt, waren mehr länglich als heute und die Ballen ungeheuer gross. Die Billards waren ebenfalls nur mit vier Kerzen erleuchtet und ein »Tragschemel« dazu gestellt. Der Marqueur hatte nichts zu thun, als auf- und abzuklettern und die Kerzen zu schneuzen; die Billardspielenden warteten indessen ein wenig, bis es aufhörte, stockfinster zu sein. Fiel eine Kugel ins Loch, so läutete ein am unteren Ende des Sackes angebrachtes Glöckchen gar lieblich und hell, damit man ja höre, dass die Kugel hineingefallen sei, falls man es nicht gesehen haben sollte, denn man spielte sehr umständlich und gewissenhaft.

Der Kaffee wurde jedem Gaste auf grossen Messingtassen mit zwei Kannen aus selbem Metall credenzt, in denen sich Milch und Kaffee zu beliebiger Mischung befand (eine sogenannte »Melange« existirte damals noch nicht), auch eine ungeheuer grosse Zuckerdose von Messing in Gestalt einer Charnier-Dose stand dabei, so voll mit pulverisirtem Zucker gestopft, dass es auf 100 Portionen gelangt hätte. Man konnte mit einem kleinen Messinglöffel so viel Zucker nehmen, als man nur wollte und nahm eben desshalb viel weniger als heute. Auf der Tasse lagen ein gewöhnliches Kipfel und ein sogenanntes „eyernes" zur Auswahl bereit, letzteres mit Butter und Eier gebacken. Von einem Glase Wasser war damals noch keine Spur zu sehen. Gelesen wurde nur selten und sehr wenig; es gab auch nur wenige Zeitungen, die in jedem Kaffeehause

---

die Tische sitzen Bürger. In der Mitte des Gewölbes hängt ein alter venetianischer Luster und zur Seite eine Kanne aus Messing als Schild-Zeichen, die fortan das »Aushängeschild« aller Kaffeeschänken blieb.

[1]) Nach dem Aussterben der Kolschitzky'schen Erben kam obiges Haus, das bereits im Jahre 1820 in seine heutige Gestalt umgebaut wurde, in den Besitz mehrerer anderer Kaffeewirthe, von denen die bedeutendsten Huglmann und (1827) Hönel von Mose waren. Die gegenwärtige Eigenthümerin ist Franziska Morel.

[2]) Nach diesen authentischen Documenten gab es in ganz Wien im Jahre 1700 nur vier und im Jahre 1747 elf Kaffeeschänken, im Jahre 1780 in der Leopoldstadt (vor der Schlagbrücke allein) bereits sechs Kaffeehäuser. Die Namen dieser Kaffeesieder sind: Huglmann, Leichnamschneider, Haan, Maier, Grossinger und Adelmann. Im Jahre 1819 finden sich urkundlich in Stadt und Vorstädten bereits 150 Kaffeehäuser vor, von denen 25 auf die innnere Stadt und 125 auf die Vorstädte entfielen. Von allen diesen sind merkwürdigerweise nur zwei Firmen seit fünfzig Jahren auf demselben Platze und unter demselben Namen erhalten geblieben. Es sind dies das »Café Nicola« im Färbergässchen und das »Café Leibenfrost« am Neuen Markt, das aber auch schon, wiewohl erst kürzlich, seinen Namen änderte.

[3]) Einige Jahre später verlautete es in Wien, dass die Schale Kaffee bald vier Kreuzer kosten werde. Die Mitglieder der Kaffeesieder-Innung hielten den Fall für so wichtig, dass sie sogar durch öffentliche Zeitungen diese Preissteigerung bekannt machen liessen und sich dabei höflichst entschuldigten und die genauesten Gründe anführten, warum sie um einen Kreuzer steigern müssten. So gewissenhaft waren damals die Kaffeehaus-Inhaber.

auflagen. Zu diesen wenigen gehörten besonders das „**Diarium**" (spätere »Wiener Zeitung»), das in kleinem Quart-Format auf hässlichem Papier bei **Ghelen** in der Singerstrasse gedruckt, nur Mittwoch und Samstag erschien und mit dem „**Posttäglichen Anzeiger aus dem Frag- und Kundschafter-Amt**" verbunden war und einzeln sieben Kreuzer, jährlich 12 Gulden C.-M., kostete; dann die **Augsburger Mollische „Politische Zeitung"**, die sogenannte **Neuwieder „Gespräche aus dem Reiche der Todten"**, die **„Erlanger Zeitung"** vom Kupferstecher Winkler und die **„Freibergische"** aus der Druckerei im Ballgassel, einzeln drei Kreuzer[1]).



Fig. 35. Das moderne Kaffeehausleben in der Zeit zwischen 1800 und 1810.

[1]) Bis zum Jahre 1787 gab es noch folgende Zeitungen, die aber seltener in den Kaffeehäusern auflagen, und zwar: **„Gazette de Vienne"** bei Trattnern, Mittwoch und Samstag, einzeln drei Kreuzer. Die sogenannte **„Schwarze Zeitung"**, ebenfalls Mittwoch und Samstag, einzeln drei Kreuzer. **„Provinzial Nachrichten"**, statistisch-literarischen Inhaltes, redigirt vom weimarschen Rath **Schmiedt**, bei Trattnern gedruckt (alle Mittwoch und Samstag), halbjährig zwei Gulden **„Die ökonomische Zeitschrift"**, von einem gewissen **Hoffmann** herausgegeben und in der unteren Bäckerstrasse im Tabakladen (als Monatsschrift) zu haben. **„Correspondence universell"**, redigirt von **Grandmenil**, in der Dorotheergasse, Dienstag und Freitag, drei Gulden jährlich. **„Kirchenzeitung"** von **Wittola**, bei Störling in der Bognergasse, jeden Samstag, vier Gulden jährlich. **Steinsberg's „Auszug aller europäischen Zeitungen"**, bei Trattnern, täglich ein Bogen, jährlich acht Gulden. **„Das Früh- und Abendblatt"**, im Tabakladen in der Singerstrasse, täglich zwei Bogen, der Bogen drei Kreuzer. **„Tagebuch der wichtigsten Neuigkeiten"**, bei Hartl in der Singerstrasse, täglich ein halber Bogen, à einen Kreuzer. **„Foglietto di Vienna"** von **Del Sasso**, am Kohlmarkt im Tabakladen **„Zur Schlange"**, Mittwoch und Samstag, acht Gulden jährlich, endlich **„Critische Bemerkungen über den religiösen Zustand der k. k. Staaten"** von **Tschink**, bei **Hartl** in der Singerstrasse, jeden Freitag, einzeln drei Kreuzer.

Von eigentlichen »literarischen« oder »belletristischen« Zeitungen war damals natürlich noch gar keine Rede, man kümmerte sich auch gar nicht um schönwissenschaftliche Bücher, da den Meisten das Verständniss dafür abging.

Auch das Tabakrauchen wurde nur von Wenigen betrieben, und der Marqueur hielt nur einige wenige **Cölnische Pfeifen** mit langen Röhren für ausserordentliche Fälle bereit.

Auch die Aufwärter waren von den heutigen Marqueuren grundverschieden. Es gab damals nur betagte, äusserst gesetzte Marqueure, die mit grossem Anstand die Gäste bedienten und ebenso anständig gekleidet waren. Ein enganliegendes Gilet von rothem Tuche mit zwei Reihen Metallknöpfen, ein weisses Halstuch, eine grüntuchene Jacke, enganliegende schwarze Beinkleider mit Schnallen, gestreifte Strümpfe, Schuhe mit grossen Messingschnallen, eine grüntuchene Schürze, rückwärts mit einer Messingkette oder Schliesse zusammengehalten, das Haar nett frisiert, ober jedem Ohre ein Würstchen und die Haare nach rückwärts als stattlicher Zopf gebunden und gepudert: dies war das Aeussere eines Aufwärters, der mit den heutigen jungen stutzerhaften Garçons nichts gemein hatte. Das Gewerbeschema vom Jahre 1780 macht noch über das Kaffeehausleben überhaupt folgende charakteristische Bemerkungen; es lautete wörtlich: **In diesen Kaffeehäusern wird man mit Kaffee, Thee, Chocolade und Bavaroise[1]), Rosoglio, Mandelmilch, Limonade und Punsch bedient, wollte aber ein Liebhaber mit diesen Getränken besser bedient sein, so kann sich selber dem Aufwärter erklären. Es können auch die Liebhaber von Rauchtabak nach Belieben Knaster-, Dreikönig-Tabak und andere Sorten haben.**



Fig. 36. Der neue Billardsaal in Stierböck's Kaffeehaus.

Was speciell das **Huglmann'sche Kaffeehaus** betrifft, welches allen anderen in der Leopoldstadt als Muster vorleuchtete, ist noch besonders zu bemerken, dass hier die ersten modernen Billards eingeführt wurden und auch die besten Billardspieler hier zusammentrafen, so dass es den Ruf einer Art »Billard-Hochschule« erhielt. An der Stelle der Unschlittkerzen leuchteten jetzt Oellampen, und Alles bekam schon mit Anfang dieses Jahrhunderts einen eleganteren Anstrich. Ein Bild ***sub Figur 35*** zeigt uns dieses moderne Kaffeehausleben in der Zeit zwischen 1800 und 1810[2]).

Das Kernol'sche Haus Nr. 585 (neu Praterstrasse 4)

hat seinen Namen von Josefine Kernol, welche dasselbe im Jahre 1821 in die heutige Gestalt umbauen liess und hier ebenfalls einen Kaffeeschank etablirte. An ihre Stelle kam später

[1]) Das „**Bavaroise**" finden wir zwar heute noch auf den Kaffeehäuser und Zuckerbäcker-Tarifen, aber es wird nur selten getrunken. Den Ursprung des Namens leiten Einige folgenderart ab: Gegen Mittte dieses Jahrhunderts hielten sich zwei baierische Prinzen in Paris auf und tranken bei »Procop« (damals das erste Café jener Hauptstadt) oft Thee, den sie sich in gläsernen Bechern reichen liessen und statt des Zuckers Frauenhaar-Syrup (*Syrop de Capillaire*) beimischten. Dieses Getränk wurde alsbald nachgeahmt und erhielt zu Ehren der Prinzen von den galanten Franzosen den Namen „*Bavaroise*" (von *Bavière* Baiern).

[2]) Das Bild, von Passini in Kupfer gestochen, versetzt uns in die Zeit zwischen 1800—1810 und zeigt uns das Kaffeehausleben, wie es sich damals bei dem berühmten Huglmann abspielte. Die Figuren und Costume sind trefflich gegeben, und Alles athmet den Geschmack und Charakter jener Epoche.

Jacob Stierböck, der das Geschäft fortsetzte und durch Kauf auch in den Besitz des Nachbarhauses Nr. 584 (neu 6) gelangte und mit demselben vereinigte. Der gegenwärtige Besitzer beider Häuser ist Franz Stierböck. Nahezu über ein volles Jahrhundert gehörte der hier im ebenerdigen Haustracte befindliche Kaffeeschank zu einem der besuchtesten Wiens. Seine Beliebtheit nahm noch mehr zu, als im Jahre 1821 dieses Haus durch Jacob Stierböck in seine heutige Gestalt umgebaut und das Schankgeschäft durch Vereinigung mit dem Nachbarhause erweitert wurde. Als aber später, bei Gelegenheit einer Renovirung, die Wände des grossen Billardsaales mit Marmortafeln überzogen wurden, machte dieser Luxus für die damalige Zeit unerhörtes Aufsehen und bildete den Gesprächsstoff der Residenz. Man bewunderte die reichen Verzierungen und Arabesken, die vergoldeten Lichterstangen, das geschmackvolle Ameublement, vor Allem aber den hellen Glanz des schönen gelbgrünen, weithin leuchtenden Marmors. Es war das erste Kaffeehaus dieser Art und stellte daher die übrigen weit in Schatten. Ein Bild ***sub Figur 36*** zeigt uns diesen Billardsaal in seiner neuen überraschenden Eleganz.

Das kaiserliche Waschhaus Nr. 579 (neu Praterstrasse 8).

Wer sollte glauben, dass an der Stelle des im Jahre 1834 erbauten imposanten Prachtgebäudes noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine ärmliche, scheuneartige Hütte stand, die vom kaiserlichen Hofe seit Leopold I. als „Waschhaus" benützt wurde. Schon auf dem Perspectivplan vom Jahre 1683 sub Figur 1 Seite 12 und 13 erscheint dieses Gebäude in seiner primitiven Gestalt auf derselben Stelle wie heute das Haus Nr. 579 (neu 8) und gab schon damals der künftigen Ferdinandsstrasse ihre Richtung[1]).

Das gräflich Wallis'sche Haus Nr. 531 und 532 (neu 26)

bestand ursprünglich aus zwei kleinen niederen Häusern und wurde im Jahre 1801 von Stefan Olivier Grafen Wallis in die heutige Gestalt (vier Stock hoch) erbaut. Der gegenwärtige Besitzer ist Carl Graf Wallis.

Diese höchst merkwürdige Adelsfamilie gehört zu den ältesten Geschlechtern Oesterreichs und dürfte kaum von anderen, selbst auch von »deutschen« und »englischen« Adelsgeschlechtern, hinsichtlich der Anciennität, übertroffen werden, da die Herren von Wallis schon im XII. Jahrhundert urkundlich erscheinen. Folgender kurzer Nachweis möge die Wahrheit des eben Gesagten erweisen.

Das alte Adelsgeschlecht der Wallis.

Die Grafen von Wallis kamen urkundlich schon im XII. Jahrhundert aus Frankreich (wo ihr Name zuerst genannt wird) nach Irland, worauf sie in Schottland ansässig wurden.[2])

---

[1]) Dieses Gebäude kommt schon in den ältesten Grundbüchern der Leopoldstadt mit der alten Conscriptions-Nummer 389 unter dem Namen „K. k. Waschhaus an der Donau", vor. Im Jahre 1830 kam an dessen Stelle jenes Prachtgebäude, wie wir es rechts im Bilde sub Figur 24 auf Seite 64 sehen. Die der Ferdinandsbrücke zugekehrte Schmalseite bildet die Hauptfront des Hauses und ist daher auch reicher geziert als an den beiden Langseiten. Das reichornamentirte Fronti-pice und die sechs grossen dorischen Säulen, welche zwischen den Fensterwänden längs der drei Stöcke bis ans Dachgesimse aufsteigen, geben dem Ganzen ein imposantes, feierliches Ansehen. Der Eigenthümer und Bauherr war damals der reiche Zuckerfabriks- und Realitäten-Besitzer Josef Ribarz, gegenwärtig ist Frau Amalie Lipthay an der Gewähr.

[2]) Wilhelm von Wallis, der in Irland zuerst genannt wird, trug viel durch seinen persönlichen Muth und seine Staatsklugheit dazu bei, dass König Johann Baptist vom Jahre 1297—1302 gegen den König Eduard I. auf dem Throne erhalten wurde, indem er in der Schlacht, bei der Brücke zu »Sterling« 1297, seine Armee persönlich commandirte und durch Tapferkeit den Ausschlag gab. Er erhielt daher im ganzen Lande den Namen „Eines Helden von Schottland". Als der

Unter Kaiser Ferdinand II. erscheinen die Wallis mit dem Prädicate auf Kavighmain zuerst in Oesterreich, und zwar im kaiserlichen Kriegsdienste. Richard wurde zum Obersten eines Regimentes ernannt, fiel aber in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 und hinterliess zwei Söhne, **Theobald** und **Olivier**. Ersterer ging nach Irland zurück. **Olivier** aber erhielt vom Kaiser Ferdinand III. ein Infanterie-Regiment, welches nach ihm den Namen „**Olivier**" später »Bianchi« führte (heute »Gondrecourt« Nr. 55). Olivier wurde bei der Belagerung von Olmütz durch die Schweden 1645 schwer verwundet, hielt sich aber so tapfer, dass er später vom Kaiser Leopold I. mit einer goldenen Gnadenkette und mit dem Generalat Szathmár über der Theiss und der k. k. Kämmerer-Würde belohnt wurde. Er starb als Generalmajor im Jahre 1667, nachdem er zuvor 1652 das Incolat in Böhmen erhielt. Seine beiden Söhne **Georg** und **Franz Ernst** stifteten die zwei noch heute bestehenden Linien[1]).

Das Haus zum „Wällischen Bauer" (auch Wällisches Bierhaus) Nr. 537 (neu Praterstrasse 34)

wurde im Jahre 1822 von Leopold Zwanziger, dem damaligen Besitzer, neu erbaut. Die noch heute auffallend unregelmässige Gestalt dieses Hauses war durch die beiden Strassen „**Wällisch-**" und „**Czerningasse**", zwischen denen es eingezwängt war, bedingt, und im Rücken dieses Hauses schloss sich ein grosser, schattenreicher Garten an, der sich gegen den Donau-Canal bis zur »Holzstätte« hinzog und erst zu Ende der Zwanzigerjahre von dort verschwand[2]).

An dieses Haus knüpft sich eine kleine interessante Episode aus der Jugendzeit unseres Walzerkönigs Johann Strauss, die hier erzählt zu werden verdient.

Der Beginn der Künstler-Laufbahn des Capellmeisters Johann Strauss und seine ersten Quartettproductionen in der Jägerzeile.

Im Jahre 1819 war unser Johann Strauss als Orchestergeiger schon so weit vorgeschritten, dass er nach Beendigung eines gründlichen Violinunterrichtes, den er bei Polischansky

---

König später nach Frankreich ging, liess er Wilhelm von Wallis als Statthalter zurück. Erst im Jahre 1612 verliess ein Richard Wallis auf Kavighmain wegen der Verfolgung der Katholiken seine Besitzungen in Schottland und Irland und ging mit seinen beiden Söhnen Theobald und Olivier nach Deutschland, wo er unter Kaiser Ferdinand II. Kriegsdienste nahm und in der Schlacht bei Lützen als Oberst während des Gefechtes von einer feindlichen Kugel getödtet wurde.

[1]) **Georg Graf von Wallis** diente im Regimente Oliver als Oberstlieutenant, war während der Belagerung Wiens durch die Türken 1683 Commandant von Raab und 1684 Commandant der Festung Szathmár. Er betheiligte sich an der Belagerung und Erstürmung von Ofen und eroberte Szegedin und Titel. Bei der Belagerung von Belgrad wurde er blessirt und vor Mainz während der Erstürmung der Contreescarpe als Feldzeugmeister tödtlich verwundet, infolge dessen er am 6. September 1686 seinen Geist aufgab. Der Stifter der zweiten Linie war **Franz Ernst Wallis**, k. k. Feldmarschalllieutenant und geheimer Rath. Sein Sohn **Franz Wenzel** wohnte der Belagerung von Freyburg und in der Zeit von 1716—1717 mehreren Schlachten in Ungarn bei. In der Folge wurde er Feldmarschalllieutenant und 1736 in den österreichischen Grafenstand erhoben; er starb 1774 als Feldmarschall und Ritter des goldenen Fliesses und hinterliess seinem Sohne **Franz Ernst Olivier Richard** (dem nachmaligen Vicepräsidenten des böhmischen Appellationsgerichtes) die angekauften Herrschaften Mährisch-Budwitz und Budischowitz. Dessen Sohn **Josef Graf Wallis** war Staats-Conferenz-Minister und hinterliess einen Sohn **Maximilian** (geboren den 27. Juni 1798), der die Herrschaften Budwitz, Budischowitz, Butsch und Kinitz in Mähren, dann Planitz und Niemtschitz in Böhmen übernahm und als gewesener Kreishauptmann aus dem Staatsdienste austrat.

[2]) Nach dem Tode des Leopold Zwanziger kam Anna Spann durch Kauf in den Besitz dieses Hauses, und die gegenwärtigen Eigenthümer sind die Anna Spann'schen Erben.

genoss, im Orchester des damals beliebten Musikdirectors **Pamer** in den **Sperlsälen** Beschäftigung fand.

Er war erst 15 Jahre alt, aber schon geizte er nach einem grösseren Wirkungskreise und trat aus dem Orchester-Verbande, um sich eine selbständige Stellung zu schaffen. Die Gelegenheit hierzu sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Zu eben dieser Zeit (1819) vereinigten sich die beiden Brüder Drahanek mit Lanner zu einem Terzett und spielten allwöchentlich in der Leopoldstadt, und zwar abwechselnd beim »Grünen Jäger« und im Café »Jüngling«. Sie erfreuten sich bereits grosser Beliebtheit. Strauss ging öfter in diese Localitäten und sah das musikalische Kleeblatt mit leuchtenden Augen. Er beneidete im Stillen die jungen Leute, die, nur um wenige Jahre älter, dennoch so rasch sich die Gunst der Wiener durch ihr treffliches Zusammenspiel zu erringen wussten. Es pochte sein Herz und die Pulse schlugen ihm bei dem Gedanken höher, ob es denn nicht möglich wäre, als »Vierter« sich ihnen zuzugesellen? Mehrmals schon wollte er es wagen, sein Anliegen desshalb vorzubringen, doch jedesmal schreckte seine Schüchternheit vor der Ausführung dieses Entschlusses zurück. An Lanner, den Primgeiger, wagte er sich schon gar nicht heran, eher noch an Drahanek, den Jüngeren, der ihm viel gemüthlicher schien.

Endlich, während einer Pause, fasste er sich ein Herz und nahte sich diesem schüchtern und sagte mit halblauter, kaum vernehmbarer Stimme: »Ich bin auch musikalisch, ich kann Viola spielen, vielleicht können Sie mich brauchen?« Das bescheidene Benehmen des Bittstellers gefiel den jungen Leuten, sie gewährten seinem Wunsche, und nun war Strauss mit einem Male in die kleine Künstlerschaar aufgenommen, um für lange Zeit ein inniges, wahrhaft freundschaftliches Bündniss mit Lanner und seinen beiden Genossen zu schliessen, wie es nur die uneigennützige Jugend vermag. Lanner erkannte alsbald, welch ein Juwel ihm der Zufall hier in die Hände gespielt habe.

Strauss machte sich durch seine grosse Treffsicherheit und reine Intonation seinen Kameraden unentbehrlich und stand auch beim Publicum mit den übrigen in gleicher Gunst, ja er hatte sogar ein klein wenig noch etwas vor den Anderen voraus. Sie spielten nun fleissig beim »Jüngling« und im »Grünen Jäger«. Da aber diese beiden Localitäten nicht sehr günstig gelegen waren, der neue Bau des Hauses Nr. 537 (neu 34) gegenüber dem Marinelli-Theater soeben (Juni 1820) vollendet war und in seinen unteren Räumen ein Gasthaus „**Zum wälliſchen Bauer**“ beherbergte, das Haus selbst mit seiner Baulinie gegen die Front der Jägerzeile weit zurücktrat, so dass sich vor dem Gasthause ein ziemlich geräumiger Platz bildete, richteten jetzt die Musiker ihr Augenmerk auf diesen freien Platz, um hier ein kleines transportables Podium aufzuschlagen, gross genug, damit man auf demselben sitzen und spielen konnte. Gedacht, gethan. Sie setzten sich mit dem Wirthe ins Einvernehmen und bald darauf konnte man diese vier jungen Leute fast täglich, zumal an schönen warmen Sommertagen, auf offener Strasse unter schattenspendenden Leinwandplachen an ihren Notenpulten sehen, wie sie ihre Musikstücke fröhlich abspielten zur Freude des Publicums wie zum Nutzen des Gastwirthes, der wohl das beste Geschäft dabei machte, denn stets versammelte sich auf der Strasse unter den Vorübergehenden ein dichtgedrängter Kreis andächtiger Zuhörer und auch zahlreiche Gäste sprachen jetzt fleissig im Wirthshause ein, so dass man nur selten ein leeres Plätzchen erhaschen konnte. Zu jener Zeit war das Abfordern von Eintritts-Geldern bei Gasthaus-Musikproductionen noch nicht gebräuchlich und Srauss konnte daher (wie er später oft selbst erzählte) ohne Bedenken mit einem Teller oder mit seinem Hute absammeln gehen; wenn er dann seinen Collegen eine recht ergiebige Ernte von blanken Silberstücken übergeben konnte, freute er sich immer aufs herzlichste. So war denn der später weltberühmte Hofball-Musik-Director ein »Strassen-Musikant«. Noch heute be-

steht das Gasthaus »Zum wällischen Bauer« an derselben Stelle, wie damals, und noch heute wie damals pflegt das Volk an schönen warmen Sommertagen unter kühlenden Plachen auf der Strasse auf Tischen und Bänken, bei vollschäumenden Biergläsern sich gütlich zu thun; nur fehlt ihm der erquickende musikalische Genuss und das musikalisch bescheidene Genie, das trotz seiner Genialität absammeln ging.

Das Divan de Padi'sche Haus Nr. 534 (neu 30)

wurde im Jahre 1818 erbaut und später umgebaut und war in dieser neuen Gestalt das erste Privat-Gebäude, welches durch seine schöne Architektur, durch seine künstlerische wie technische Vollendung überraschte und als das schönste, stylvollste Gebäude dieser Strasse lange Zeit galt. Das Portal ist imposant, der Balcon schön verziert, die Fenster mit Flachgiebeln und Spitzbögen gekrönt, das Dachplateau mit acht schönen grossen Steinfiguren geschmückt und das Ganze macht auf den Beschauer den Eindruck einfacher, ruhiger Schönheit. Seitdem ist dieses Gebäude wohl durch andere Neubauten an Schönheit überflügelt, wie z. B. durch den Bau des Hauses Nr. 51 (neu 50, später Hôtel Tauber), oder das gegenüber befindliche Wohnhaus des Erzherzogs Leopold Nr. 499 (neu 43), oder das Baron Klein'sche Haus Nr. 55 (neu 42), doch bleibt es noch immer eine Zierde dieser Strasse. In den Vierzigerjahren diente das Gebäude als Wohnhaus eines Erzherzogs, wie dies in Figur 22, an der äussersten Rechten des Bildes durch zwei Schildwachen angedeutet ist[1]).

Das Carl Graf Erdödy'sche Haus Nr. 535 (neu 32)

bildet eine Ecke in die heutige Tempelgasse und wurde im Jahre 1808 durch Carl Grafen Erdödy erbaut. Es ist ein weitläufiges Gebäude von grosser Ausdehnung, indem es mit seinen vier Stockwerken tief in die Tempelgasse hineinreicht. An dasselbe knüpfen sich historische Erinnerungen aus der Zeit der zweiten französischen Invasion. Hier wohnte nämlich im Jahre 1809 Jeremias Bermann (später Compagnon des Josef Eder, des bekannten Kunsthändlers am Graben). Er war zum Parlamentär an die Franzosen gewählt und seiner Umsicht und Wachsamkeit verdankten damals die Leopoldstädter die Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe. Hier im Hause wurde ein Sicherheits-Comité zusammengesetzt und Bermann zum Secretär ernannt, auch wohnte hier im unteren Stockwerke der Commandant des französischen Garde-Bataillons le Fèvre, der sich *membre de la Légion d'honneur* und *Chef de Bataillon des gardes* nannte, dem eine grosse Strenge rücksichtlich der Manneszucht nachgerühmt wird. Es herrschte daher während der ganzen französischen Invasion hier ein sehr geschäftiges Leben, und von hier aus wurden so manche militärisch und administrativ wichtige Befehle erlassen, die über das künftige Schicksal der Leopoldstädter entschieden. Nach dem Abzuge der Franzosen kam das Haus in den Besitz des Fürsten von Collalto, kais. Kämmerers, und die jetzige Eigenthümerin ist Josefine Gräfin Waldersdorf.

Das Schiffner'sche Haus Nr. 58 (neu 40)

wurde im Jahre 1806 erbaut und erhielt seinen Namen von dem alten Wiener Patricier-Geschlechte der „Schiffner", welche zu den ältesten der Leopoldstädter zählen und durch 120 Jahre hier ansässig sind. An den Namen Schiffner knüpfen sich mehrre historisch

[1]) Die erste Besitzerin des Hauses war Barbara Nagy, welche dasselbe erbauen liess. Später gelangte Frau Pauline Edle von Divan de Padi an die Gewähr und liess das Gebäude in den Vierzigerjahren in seine heutige Gestalt umbauen. Gegenwärtig sind die Divan de Padi'schen Erben die Eigenthümer.

interessante Daten. So z. B. ist der gegenwärtige Besitzer des Hauses Herr Rudolf Schiffner, der Gründer der ersten »Sodawasser-Fabrik« in Oesterreich und brachte die sogenannten »Siphons« in Wien zuerst in Gebrauch. Dieser Artikel wurde zu einem förmlichen Handelsartikel und erfreute sich in kürzester Zeit einer solchen Verbreitung, dass er durch kein ähnliches, seither in Handel gebrachtes Genuss- oder Gesundheits-Mittel überflügelt wurde. Rudolf Schiffner (im Jahre 1818 geboren) seit 1841 Apotheker und Vorstand des »Apotheker-Vereins« leitet noch immer persönlich seine Fabrik, die sich des blühendsten Aufschwunges erfreut, und wurde vom Kaiser mit dem Ritterkreuze des Franz Josefs-Ordens ausgezeichnet[1]).

Das Haus „Zum schwarzen Adler", später Baron Klein'sche Haus Nr. 55 (neu 42)

war ein kleines, unansehnliches zweistöckiges Haus mit dem Schilde „Zum ſchwarzen Adler". Der erste Besitzer war Johann Dankoffsky, nach ihm kamen die Dankoffsky'schen Erben an die Gewähr. In den Zwanzigerjahren befand sich hier im Hause ein Bierhaus „Zum ſchwarzen Adler", von dem das Haus seinen Namen erhielt. Im Jahre 1861 wurde das umfangreiche Gebäude von Albert Klein Edlen von Wiesenberg von Grund aus neu aufgebaut und durch rückwärtige Zubauten vergrössert. Der mittlerweile in den Freiherrnstand erhobene Albert von Klein widmete im Jahre 1871 das ganze Haus für Bureaux der Weltausstellung (1873), die ihre Vorarbeiten bekanntlich schon im Jahre 1870 begonnen. Gegenwärtig sind die Albert Freiherr von Klein'schen Erben die Eigenthümer.

Das Anna Hütter'sche Haus Nr. 51 (neu 50)

wurde im Jahre 1811 von Anna Hütter erbaut und später von Johann Baptist Engel (k. k. Hof- und landesprivilegirter Wagenfabrikant) angekauft. Seine heutige Gestalt verdankt es dem Leonhard Tauber, der es von Grund aus neu aufbauen und zu einem Hôtel im grossen Style einrichten liess; doch blieb das Haus nur kurze Zeit in dieser Eigenschaft und musste wieder zu Privatzwecken umgewandelt werden. Jedenfalls hat dieses Gebäude unter allen Häusern der Praterstrasse, seiner Architektur nach, die imposanteste Front.

Das Hofeneder'sche Haus „Zum grossen goldenen Schiff" Nr. 61 (neu 58).

Auch dieses Haus, welches im Jahre 1832 in die heutige Gestalt umgebaut wurde, verdankt seinen Ursprung einem alten Wiener Patricier-Geschlechte, nämlich der erbgesessenen Familie der Hofeneder, die bereits über ein Jahrhundert in der Leopoldstadt ansässig ist und sich stets vom Fischhandel ernährte. Carl Hofeneder ſenior, der Grossvater des gegenwärtigen Besitzers (Carl Hofeneder), war Fischhändler und wurde mit dem Titel eines k. k. Hoffischers ausgezeichnet. Der älteste Besitzer dieses Hauses war Johann Leckary und später Anna Inhof Edle von Imhof. In diesem Hause befand sich auch für die Leopoldstadt die erste und älteste „Tabak-Gefälls-Adminiſtration", welche, wie das österreichische Tabak-Monopol, selbst ihre interessante Geschichte hat. Der Gebrauch des Tabaks, seine Erzeugung und sein Vertrieb in Oesterreich hatte im Laufe eines Jahrhunderts so viele Veränderungen erlitten, dass diese

[1]) Rudolf Schiffner ist der Sohn des Johann Christian Schiffner, k. k. Regierungsrathes, Directors sämmtlicher hiesigen Krankenanstalten, Rectors Magnificus der Wiener Universität und Ehrenbürgers von Wien. Die ältesten Besitzer dieses Hauses waren: Jacob Sirkis und später dessen Erben.

mannigfachen und abwechslungsreichen Geschehnisse in kurzgefasster Darstellung meinen Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein dürften.

Die Geschichte der österreichischen Tabak-Fabrication und ihrer Regie.

Bei den vornehmen Ständen in Oesterreich und speciell in Wien war das »Tabakrauchen« noch zu Ende des XVIII. Jahrhunderts als ein Vergnügen der untersten Classe betrachtet und verpönt. Das Riechen nach Tabakrauch z. B. wurde von den hohen Vorgesetzten gegen subalterne Beamte sehr übel vermerkt; ein Wiener aus der besseren Gesellschaft (wenn er sich schon zum Pfeifenrauchen verleiten liess) wagte es nicht, früher in Gesellschaft zu gehen, bevor er nicht Mund und Hände gewaschen und die Kleider gewechselt hatte. Es gab daher nur wenige Wirths- und Kaffeehäuser in der Stadt, in denen geraucht wurde, umso rascher verbreitete sich das Tabakrauchen bei den Dienenden, beim Landvolke und den Soldaten[1]). Gesetze wurden für Wien erlassen, nach welchen das Tabakrauchen auf offener Strasse und besonders vor Schildwachen strengstens verboten war[2]).

Dennoch erhielt der Tabak rasch die grösste Verbreitung und bildete das einträglichste Gefälle. Ganz besondere Verdienste erwarb sich Kaiser Josef II. um diesen Handelszweig, indem er für Mittel sorgte, dieses Monopol dem Staate recht einträglich zu machen. Er errichtete mehrere Tabakfabriken, organisirte sie nach Muster der ausländischen, liess Sachverständige zur Leitung der Anstalten kommen und sich Gutachten über die Verbesserung der Qualitäten von ausländischen Fachgelehrten erstatten; auch sorgte der Kaiser dafür, dass fremdländische minderwerthige Tabaksorten nicht eingeschleppt und hiedurch die inländischen verdrängt würden. Kaiser Josef, der oft mit seiner reformatorischen Thätigkeit die bittersten Enttäuschungen auf dem Gebiete der Politik erfahren musste, hatte noch bei Lebzeiten die freudige Genugthuung, in dem Zweige der Tabakregie einen vollen und ganzen Erfolg errungen zu haben; denn die Tabak-Erzeugung und der Consum nahmen von Jahr zu Jahr zu. Noch günstiger gestaltete sich die österreichische Tabak-Fabrication, als später in Folge der französischen Revolution die Erbitterung der Wiener gegen die Franzosen in dem Masse stieg, dass man von Frankreich nichts wissen wollte und auch nichts von französischen Erzeugnissen bezog. Lange genug gingen österreichische Ducaten für Schnupftabak ins Ausland und der »Pariser Rapé« und jener aus »St.-Omer«, der früher ausschliesslich nur von Frankreich bezogen wurde und bei uns hoch in der Mode stand, wurde auch jetzt in unseren österreichischen Fabriken eben so gut wie in Frankreich erzeugt. Während der Friedensjahre, die auf die französische Revolution folgten, steigerte sich der Tabakverbrauch auf das Doppelte. Erst während der französischen Invasion vom Jahre 1805 erfuhr die Tabakverwaltung eine Einbusse, denn nicht blos dass jeder Handelsverkehr stockte, wurden auch die Tabaksaaten durch die Bewegung der österreichischen und russischen Heere auf mehrere Jahre hinaus vernichtet. Noch schädlicher wirkte die zweite französische Invasion; denn während man die grössten Tabakvorräthe nach Ungarn in Sicherheit brachte, traf es sich, dass Napoleon nach der Schlacht bei Aspern den General Davoust mit einem Corps nach Ungarn commandirte und dieser gegen Pressburg zog, um den dortigen Brückenkopf in die Hände zu bekommen, bei dieser Gelegenheit aber sämmtliche Tabakvorräthe

---

[1]) Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts klagt, **daß Bauern, Knechte, Kutscher, Bediente und Soldaten dem verderblichen Pfeifenrauchen huldigen. Dieses wahre „Teufelskraut"** (wie er es nennt) **sei nicht bloß zu kostspielig und schädlich, sondern bringe auch häufig Feuersgefahr.**

[2]) Die Verordnungen, welche das Tabakrauchen verboten, wurden im Jahre 1837, 1839 und 1841 etc. erlassen. Besonders das Rauchen mit offener Pfeife und vor Schildwachen wurde strengstens bestraft und besondere Verhaltungsvorschriften wurden im Verordnungswege herausgegeben.

für sich requirirte. Nicht glücklicher war die österreichische Tabakverwaltung in Raab, wo man ebenfalls bedeutende Vorräthe in Sicherheit zu bringen glaubte, dieselben aber ebenfalls von einer französischen Abtheilung, und zwar von der Reiter-Division Lamarque an sich gerissen und tief ins Innere von Ungarn geschleppt wurden. Erst die Friedensschlüsse Napoleons machten es der österreichischen Staatsverwaltung möglich, die Tabakerträgnisse zu heben und in den neueroberten italienischen Provinzen, in Mailand und Venedig, neue Tabakfabriken zu gründen. Und während schon in den ersten Tagen des Einmarsches der Franzosen in Wien alle Tabakverschleissläden gesperrt werden mussten, wurden dieselben nach ihrem Abmarsche nun nicht blos hier wieder geöffnet, sondern auch um mehr als die Hälfte vermehrt. Ungemein rasch erhöhte sich jetzt der Tabakconsum, und man schien gleichsam das Versäumte nachholen zu wollen. Noch nie erfreute sich die Regie eines so grossen Tabakverbrauches als damals. In diese glänzende Periode der Tabakverwaltung fällt auch die für die weitere Entwicklung dieses Staatsmonopols so wichtige Fabrication und Einführung der »Cigarren«. Anfänglich wurde nur eine Sorte von österreichischen Cigarren erzeugt. Die rasch zunehmende Beliebtheit veranlasste jedoch die Verwaltung, diesem Zweige des Tabakhandels eine grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es erfolgte im Jahre 1835 eine Reform in der Tabakverwaltung und schon der Allgemeine Tabakverschleisstarif vom 1. April 1835 weist bereits drei Sorten von österreichischen Cigarren nach, und zwar mit der Bezeichnung: »Ordinäre«, »Feine« und »Extrafeine«[1]).

Die erste »Virginier-Cigarre« aber kam erst im Jahre 1836 aus den italienisch-österreichischen Tabakfabriken hier in Verschleiss, u. z.: zuerst zum Preise von zwei Kreuzern Conv.-Münze, und es ist der kaiserlichen Armee (die mit ihren Regimentern in Italien stationirt war und diese in ihrer Art einzige Cigarre dort kennen und schätzen gelernt hatte) zu verdanken, dass sich diese Cigarre so rasch verbreitete und auch in Wien ihre Anerkennung fand. Noch heute wird dieselbe von den Wienern die »Königin der Cigarren« genannt. Bald verdrängte überhaupt das Cigarrenrauchen die Pfeife, und während noch zu Ende der Dreissigerjahre sich die Wiener darin gefielen, mit silberbeschlagenen und schön angerauchten Meerschaumköpfen, mit der langen färbigen, nie fehlenden Seidenquaste auf der Strasse zu paradiren, verschwanden die Pfeifenraucher fast gänzlich, und während früher auf einen Cigarrenraucher 60 Pfeifenraucher kamen, findet heute gewiss das umgekehrte Verhältniss statt.

Das Swoboda'sche (heute Gebrüder Klein'sche) Haus Nr. 47 (neu 60)

hat seinen Namen von dem ersten Besitzer Ferdinand Swoboda, welcher dieses Haus im Jahre 1803 erbauen liess. Es war nur ein kleines einstöckiges unansehnliches Gebäude, dagegen breiteten sich sehr weitläufige Gärten im Rücken des Hauses aus, die bis zur heutigen Hofeneder-, Magazins- und Czerningasse reichten und später auf Hausplätze vertheilt wurden. Mitten durch diese Gärten wurde eine neue Gasse durchgeschlagen, die gegenwärtig den Namen »Adelengasse« führt, gleichsam eine Fortsetzung der Czerningasse bildet und in die Franzensbrückenstrasse ausmündet, daher dieses Haus auch mit der Nummer Adelengasse 1 bezeichnet wird[2]).

---

[1]) Die wohlfeilste Sorte wurde à 100 Stück zu 1 fl. 28 kr. in Papierdeckeln, unter dem Namen »Lange« und »Kurze«, oder auch stückweise zu einem Kreuzer Conv.-Münze verkauft. Die feinen Cigarren, $3^2/_3$zöllig, in politirten Nussbaumkistchen à 100 Stück zu zwei Gulden und 50 Stück zu einem Gulden, dann die extrafeinen Cigarren, 4zöllig, in gelb politirten Ahornkistchen à 100 Stück zu drei Gulden und 50 Stück zu 1 fl. 30 kr. Conv.-Münze; dieselben wurden auch einzeln verkauft.

[2]) Nach dem Ableben des Ferdinand Swoboda ging das Haus in den Besitz der Swoboda'schen Erben über, welche es an Gustav Schwarz Edlen von Mohrenstern verkauften. Hierauf gelangte Albert Baron Klein von

Das Mayer'sche Haus „Zum grünen Baum" Nr. 13 (neu 68)

hat seinen Namen von **Matthäus Mayer**, einem alten Leopoldstädter Bürger, der in der Zeit von 1801 bis 1811 das Amt eines **Richters** in der **Jägerzeile** bekleidete. Die Jägerzeile bildete nämlich einen eigenen Grund, hatte die selbstständige Gerichtsbarkeit und ihren eigenen „**Grundsiegel, einen Hirsch mit einem Kreuze zwischen den Geweihen**". Die »Jägerzeile« wurde im Jahre 1750 mit mehreren Vicedomischen Realitäten an die **Stände Nieder-Oesterreichs** verkauft und von diesen an **Josef von Horn** im Jahre 1764 käuflich überlassen, die dann im Jahre 1797 an dessen Erbin von **Segenthal** überging. Seit dem Jahre 1774 wurde ein eigener **Richter** für die Jägerzeile eingesetzt und ihm drei, später vier **Gerichtsbeisitzer** zugegeben, welche gemeinschaftlich alle Rechtsangelegenheiten entschieden und meist gütlich beilegten. Matthäus Mayer war ein wohlhabender Bürger, der in der Nachbarschaft mehrere Häuser erbaute, aus denen dann die Mayergasse entstand, die noch heute von ihrem Erbauer den Namen führt. Gegenwärtig sind die Mayer'schen Erben die Besitzer dieses Hauses.

Das gräflich Wenkheim'sche Haus Nr. 31 (neu 70)

bildet eine Ecke in die Mayergasse, wo es auch die Hausnummer 1 führt. Es wurde im Jahre 1827 von Johann Baptist Mollner neu erbaut und kam später durch Kauf an Josef Muntz. Die gegenwärtige Besitzerin ist Christine Gräfin Wenkheim.

Das Peter Danhauser'sche Haus „Zum schwarzen Thor" Nr. 30 (neu 72)

gehört zu den ältesten Häusern dieser Strasse. Schon zur Zeit der zweiten Türken-Belagerung bestand an dieser Stelle ein bescheidenes einstöckiges Gebäude mit einem rückwärtigen Garten, der sich bis an die damals schon hier bestandenen Czerninischen Gärten anschloss, wie dies der »Vogelperspectivplan« von 1683 sub Figur 1 beweist. Im Jahre 1808 wurde dieses Haus von Peter Danhauser von Grund aus neu gebaut und kam im Jahre 1838 in den Besitz der Danhauser'schen Erben, die das Gebäude später zu einem Hôtel umbauen liessen. Gegenwärtig wird es das »Hôtel zur Nordbahn« genannt, und ist der jetzige Eigenthümer J. Schleifinger.

Das Franz Baron Klein'sche Haus „Zur heiligen Dreifaltigkeit" Nr. 27 (neu 78)

bildet als das letzte Haus dieser Strasse gegen den heutigen »Praterstern« eine Ecke und gehört gleichfalls zu den ältesten Häusern der Jägerzeile. Schon zur Zeit der zweiten Türken-Belagerung stand an dieser Stelle ein stattliches dreistöckiges Haus mit einer hohen massiven thurmartigen Rondelle, wie dies der Vogelperspectivplan von 1683 zeigt. An der rückwärtigen Seite, gegen die heutige Franzensbrückenstrasse (die aber damals noch nicht bestand, sondern das Rinnsal eines Abzuggrabens bildete), floss der **Fugbach** vorbei und ergoss sich beiläufig an der Stelle der heutigen Franzensbrücke in die Donau. Längs des rechten Ufers des Fugbachs und der rückwärtigen Front des Hauses breiteten sich zahlreiche Gärten bis an die Donau aus, die aber schon in

---

Wiesenberg an die Gewähr, welcher das Haus in der heutigen Gestalt erbauen liess. Gegenwärtig sind die Baron Klein'schen Gebrüder die Eigenthümer.

den Zwanzigerjahren auf Hausplätze vertheilt wurden. Nur das Haus Nr. 28 (neu 76) und Haus Nr. 29 (neu 74) behielten ihre rückwärtigen Gärten bei, die erst in den Vierzigerjahren von hier verschwanden. Der älteste Besitzer dieses Hauses war Doctor de Hackelberg und später Alois Fürst Kaunitz und die Gruber'schen Erben. Im Jahre 1830 wurde das Haus in seiner heutigen imposanten Gestalt von Grund aus neu erbaut, wie wir es sub Figur 21 (Seite 60) im Bilde links sehen. Später kamen die Mack'schen Erben an die Gewähr. Der gegenwärtige Besitzer ist Franz Baron Klein. An das Haus knüpfen sich mehrere interessante historische Erinnerungen. So z. B. befand sich an der Hausfront 1807 zur Marktzeit ein „Glückshafen", welcher einen Theil der Einnahmen den Armen der Leopoldstadt zusicherte, es war dies der letzte in dieser Vorstadt. In der Zeit von 1807 und 1810 gab Ludwig Porte und Franz Peterka in diesem Hause gymnastische Vorstellungen mit Drahtseil-Tänzen. Der Zulauf war ungeheuer, da man das Publicum durch allerlei Gewinnste anzulocken verstand. Im Jahre 1812 gaben hier die Kinder Valmagini optische Vorstellungen, wobei Landschaftsbilder in grosser Abwechslung gezeigt wurden. Auch diese hatten eine ungeheuere Anziehungskraft. Später eröffnete Baron Dubsky ein interessantes Wachsfiguren-Cabinet in der Nähe des Hauses auf der sogenannten „Praterwiese" (heute Praterstern), wo auch hölzerne Hütten abwechselnd mit Hunde- und Affen-Komödien und im Jahre 1824 gelegentlich sogar zwei Menagerien mit seltenen Thieren die Schaulust der Wiener befriedigten.